

NASHER, JACK, *Die Moral des Glücks*. Eine Einführung in den Utilitarismus. Berlin: Duncker & Humblot 2009. 93 S., ISBN 978-3-428-52877-6.

Im traditionsreichen Verlag Duncker & Humblot veröffentlichte der Jurist und Wirtschaftspsychologe Jack Nasher (= N.) seine Einführung in den Utilitarismus. Im ersten Kap. (13–30) werden utilitaristische Theorien anhand von fünf Prinzipien charakterisiert. Diese werden jeweils philosophiegeschichtlich verortet, bevor auf ihre Eigenart und Wirkung innerhalb der utilitaristischen Konzeptionen im Speziellen eingegangen wird. Die problematische Seite utilitaristischer Merkmale zeigt sich zumeist dort, wo sich aufgrund der stringenten Befolgung derselben absurde, weil kontraintuitive Ergebnisse einstellen. Für diese Schwierigkeiten, die N. anschaulich zu exemplifizieren versteht, bieten utilitaristische Theorien unterschiedliche Lösungsmodelle an, die mit nicht-utilitaristischen verglichen werden. Im Utilitarismus werden Handlungen erstens nach ihren Konsequenzen beurteilt. Eine ausschließlich konsequentialistische Rechtfertigung kann zu abwegigen Bewertungen führen, die durch weitere handlungs- und regelutilitaristische Bemühungen vermieden werden sollen. Der Eudaimonismus ist das zweite Kriterium des Utilitarismus: „Der Utilitarismus ist eudaimonistisch, weil sein einziges Ziel in der Förderung der Glückseligkeit besteht“ (19). Eine subjektivistische Glücksauffassung führt zu dem Problem der völligen Willkür von erstrebenswerten Zielen. Bei seinem dritten Prinzip, der Aggregation, geht der Utilitarismus davon aus, „dass Einzelglück von Einzelleid abgezogen werden kann, um den Gesamtnutzen von Handlungen zu kalkulieren“ (22). Der Reiz der mathematischen Präzisierung kann aber nicht über grundlegende Bedenken der Kommensurabilität von Werten und Gütern hinwegtäuschen, dass „die Messbarkeit interindividueller Präferenzen lediglich in den seltenen Situationen möglich ist“ (23). Viertens wird ein Handelnder im Utilitarismus durch das Maximierungsprinzip dazu verpflichtet, „die Handlung auszuführen, die das größtmögliche Glück verspricht“ (26). Analog zu Aggregationskalkülen steht ein Maximierungsversuch vor der Frage, wie Glück und Leid optimal gegeneinander aufzurechnen seien, ohne beispielsweise fundamentale Persönlichkeitsrechte zu verletzen. Fünftens sind utilitaristische Ansätze universalistisch, insofern „die Interessen eines jeden Bürgers gleichermaßen zählen“ (28). N. weist in diesem Zusammenhang auf die logische Unmöglichkeit hin, dieses Prinzip in Dilemmasituationen umzusetzen.

Im zweiten Kap. (31–47) werden mit dem Handlungs- und Regelutilitarismus zwei grundsätzliche Ausprägungen des Utilitarismus besprochen. Etwas ausführlicher geht N. auf drei regelutilitaristische Ansätze ein. Dem idealistischen Regelutilitarismus zufolge sind Handlungen nur dann richtig, „wenn sie nach Regeln ausgeführt werden, die das Wohlergehen vermehren“ (34 f.). Problematisch findet der Autor das „idealistische Moment“ dieser Theorie: „[S]o berücksichtigt sie in keiner Weise das Verhalten der zahlreichen Abweichter, die sich eben nicht an die Regeln halten, die von ‚erleuchteten‘ Philosophen [...] gefunden wurden“ (35). Nach dem zweiten Ansatz, dem sog. Status-quo-Regelutilitarismus, besitzt „die Regel nur dann Autorität [sic!], wenn ihr in der Regel gefolgt wird“ (36). Beide regelutilitaristischen Ansätze führen N. zufolge zu absurden Konsequenzen und vermögen nicht, den moralischen Wert einer Handlung klar zu bestimmen. Als dritte und letzte Form wird der sog. Bedingungs-Regelutilitarismus betrachtet: „Danach ist eine Handlung nur dann richtig, wenn sie einer Regel entspricht, die nicht nur in der Regel, sondern *immer* Nutzen maximiert“ (38). Nach David Lyons kann diese Maxime nur „Handle immer gut“ lauten, worin diese Variante des Regelutilitarismus letztlich in eine handlungsutilitaristische mündet. N., für den die dritte Variante noch die interessanteste ist, versucht aufzuzeigen, dass trotz offensichtlicher Gemeinsamkeiten der Bedingungs-Regelutilitarismus sich in einem entscheidenden Punkt vom Handlungsutilitarismus abhebt: „[D]er Regelutilitarist verändert ausnahmsweise Regeln, der Handlungsutilitarist befolgt Normen nur dann, wenn es gerade geboten erscheint – er kehrt sozusagen die Beweislast des Handlungsgebotes um“ (46). Der Regelutilitarismus, der nach Regeln handelt, ist laut N. weitaus praktikabler, da nach dem Handlungsutilitarismus „die Vor- und Nachteile einer Handlung vorher stets abzuwägen [sind], was im Alltag zu erheblichen Zeitproblemen führen kann“ (47). Nach einer Diskussion über die Vor- und Nachteile, Gemeinsamkeiten und Unterschiede hand-

lungs- und regelutilitaristischer Ansätze stimmt er Geoffrey Scarres Vorschlag zu, handlungs- und regelutilitaristische Elemente als zueinander komplementär zu sehen: „[Z]umeist ist es besser, handlungsutilitaristisch zu handeln. Zum Regelutilitarismus ist dann zu schwenken, wenn es sich bei einer Handlung um den Bruch von einer Regel handelt, die langfristig nützlich ist“ (47).

Im dritten Kap. (48–60) wendet sich N. mit J. Bentham und J. St. Mill dem klassischen Utilitarismus zu. Nach einem Überblick über einige zentrale Thesen ihrer Positionen kompiliert der Autor verschiedene kritische Stimmen der gegenwärtigen Moralphilosophie hinsichtlich des Verhältnisses von Quantität und Qualität in der utilitaristischen Entscheidungsfindung.

Zentrale Kritikpunkte gegen utilitaristische Denkansätze werden im vierten Kap. (61–82) erörtert. So wirft bei näherer Betrachtung eine empiristische Begründung utilitaristischer Moralkriterien begründungstheoretische Probleme in Form des Sein-Sollen-Problems und des Induktionsproblems auf. N. kommt zu dem Ergebnis, dass der Utilitarismus in seinen unterschiedlichen Variationen die Normativität seiner Handlungsmaximen methodologisch nicht begründen kann. Zudem ist es nicht ersichtlich, wie aus der Beobachtung, dass der Einzelne sein eigenes Glück anstrebt, gefolgert werden kann, dass das allgemeine Glück der Gesamtheit aller fühlenden Lebewesen ein Gut für jeden einzelnen Menschen ist. Innerhalb des Utilitarismus konfligiert der am Subjekt orientierte psychologische Hedonismus mit dem auf das Gesamtglück fokussierten Universalismus. Zweitens werden die bereits zuvor geübte Kritik an der Vergleichbarkeit von individuellen und sozialen Glücksauffassungen entfaltet und die Ansicht einer Inkommensurabilität von Werten untermauert. Karl Poppers Ausführungen über die Risiken utilitaristisch-staatlichen Agierens leiten bereits zu der unter Punkt 3 behandelten Gefahr der Staatsutopie und Instrumentalisierung des Individuums über. Dazu bemerkt N.: „Obwohl der Utilitarismus vom scheinbar größten Bedürfnis des Menschen, dem Wunsch nach Glück, ausgeht, kommt dem Individuum wenig Bedeutung zu. Scheinbar ungerechte Handlungen gegen eine Person können dann gerechtfertigt werden, dem Gesamtnutzen zu dienen“ (69). Anschließend wird viertens problematisiert, dass in utilitaristischen Modellen primär die Maximierung des Gesamtnutzens und nicht eine gerechte Verteilung anvisiert wird. Hinterfragt wird fünftens, ob im Utilitarismus Menschen hinsichtlich des allgemeinen Wohlergehens zu supererogatorischen Handlungen verpflichtet werden können.

N. bespricht in „Die Moral des Glücks“ mehr die Probleme, mit denen utilitaristische Theorien zu kämpfen haben, als deren Verdienste. Seiner Darstellung zufolge mündet ein prinzipientreues utilitaristisches Denken zumeist in absurde Konsequenzen, Verletzung von Persönlichkeitsrechten und Staatsutopien. Utilitaristischen Versuchen, diese Risiken zu umgehen, bescheinigt er u. a. „intellektuelle Findigkeit und Originalität“ und versucht herauszustellen, dass gerade die interessantesten „intellektuellen Kabinettstücke“ (12) nicht zur Gänze auf utilitaristische Prinzipien zurückgeführt werden können. Aufgrund des Übergewichts an kritischen Bemerkungen und dem fehlenden Aufweis einer tragfähigen und akzeptablen utilitaristischen Alternative erscheint dem Leser der Utilitarismus ein ethisch fragwürdiges wie dilemmatareiches Unterfangen zu sein. Umso unvermittelter sind im Nachwort N.s Bewertungen vom Utilitarismus als „eine exzellente Moralphilosophie einer aufgeklärten Gesellschaft“ oder als eine „hervorragende [...] Grundlage einer Rechts- und Staatslehre eines säkularisierten Rechtsstaates“ (83).

N.s Schrift über den Utilitarismus ist in einem erfrischenden und gleichzeitig verbindlichen Stil geschrieben. In kurzweiligen Textbausteinen werden eine beeindruckende Anzahl anschaulicher Gedankenexperimente und moralphilosophischer Stellungnahmen zum Utilitarismus zusammengetragen. In seinem Einführungswerk ist es dem Autor gelungen, den Utilitarismus praxisnah und interessant für eine breite Leserschaft aufzubereiten. Diese positive Würdigung soll durch folgende kritische Anmerkungen keineswegs geschmälert werden. So fällt es dem Leser vielerorts schwer, in Diskussionsverläufen unterschiedliche Statements als innerutilitaristische oder von außen kommende Kritik zu identifizieren. Die am Ende des zweiten Kap.s aufkommende Erwartung, nach einer Problematisierung der Merkmale und zentraler Theoriemodelle einen

weiterführenden tragfähigen und akzeptablen Utilitarismus präsentiert zu bekommen, wird enttäuscht, insofern im dritten Kap. Benthams und Mills hedonistischer Utilitarismus diskutiert werden. Somit wird zwei Theorien ein Platz eingeräumt, die nach eigenen Angaben des Autors zu absurden Konsequenzen führen. Da die Publikation für den deutschsprachigen Raum vorgesehen ist, fällt negativ ins Gewicht, dass die Utilitarismussforschung in Deutschland unberücksichtigt bleibt – sieht man von den Hinweisen auf „weitere deutschsprachiger Literatur“ im Literaturverzeichnis ab. Zuletzt soll auf das Bestehen einiger Tippfehler hingewiesen werden und darauf, dass für „Scanlon“ im Fußnotenapparat keine bibliographische Angabe im Literaturverzeichnis zu finden ist.

A. FRITZ

SANDEL, MICHAEL J., *Plädoyer gegen die Perfektion*. Ethik im Zeitalter der genetischen Technik [The case against perfection (dt.)]. Aus dem Amerikanischen von Rudolf Teuwissen, mit einem Nachwort von Jürgen Habermas. Berlin: Berlin University Press: 2008. 175 S., ISBN 978-3-940432-14-8.

Sandel (= S.), Schüler von Charles Taylor und zur Zeit Harvard-Philosoph, hat sich schon in den 80er-Jahren des letzten Jhdts. einen Namen gemacht: als kommunitaristischer Kritiker an den „fiktiven“ Voraussetzungen von John Rawls' liberaler *Theory of Justice*. Der vorliegende Essay eröffnet die Publikationen der University Press Berlin. Habermas leitet ihn sympathisch und diskret ein, nicht ohne eine gewisse Reserviertheit gegenüber diesem Versuch anzudeuten, religiöse Intuitionen (den von S. angeführten „sense of giftedness“) in philosophische Argumente zu überführen und so zu säkularisieren. Wie funktioniert S.s Plädoyer gegen die Perfektion, hier verstanden als genetische Optimierung?

Kap. 1 („Die Ethik des Optimierens“: 21–44) artikuliert das Unbehagen an den Versuchen, Andere oder auch sich selbst genetisch optimieren, d. h. auf eine bestimmte Zielvorstellung hin zu verändern; die „Unterscheidung zwischen Heilen und Verbessern“ (als Vorbeugung?) verwische sich hier (33), ob es nun um Muskeln, Gedächtnis, Körpergröße oder Geschlechtsauswahl gehe. Kap. 2 handelt von „bionischen Athleten“ (45–64): Was bleibt vom Sport, wenn eigentlich der bessere Arzt oder Apotheker gewinnen (und nicht „natürliche Talente und Begabungen“: 64)? Im 3. Kap. („Entwurfene Kinder, entwerfende Eltern“: 65–82) beginnt S., den propositionalen Gehalt seines Unbehagens in Anlehnung an den Theologen William F. May zu formulieren: gegen den utilitaristischen Gedanken, Gesundheit diene nur als „ein Mittel zur Maximierung von Glück und Wohlbefinden“, und gegen den gesellschaftlichen bzw. ökonomischen Leistungsdruck setzt er den Sinn für das „Gegebene“. Optimierung begehere gegen solches Gegebenheit auf und rücke praktisch die Erziehung in die Nähe einer Eugenik mit anderen Mitteln (vgl. 82). „Die alte und die neue Eugenik“ (Kap. 4: 83–104) scheinen sich nur darin zu unterscheiden, dass der heteronome Zwang zum Optimieren wegfallt; worin aber die Freiheit angesichts einer Optimierung bestehe, die von einem „genetischen Supermarkt“ (Robert Nozick; vgl. 97) bedient werde und einen philanthropischen Kampf um Erfolg durch Optimierung ausrufe, sagen ihre Verfechter nicht. Die religiöse Antwort (Kap. 5: „Beherrschung und Gabe“ [105–120]) könne auch in säkularen Begriffen gegeben werden: „Demut, Verantwortung und Solidarität“, wie S. ganz neoaristotelisch sagt, setzen „giftedness“ voraus – sonst explodiere die Verantwortung für die genetische Ausstattung im gleichen Maße, wie die Demut verschwinde; sie schaffe eine moralische Last und zerstöre zugleich die Solidarität mit denen, die nicht optimiert seien. Insgesamt: ein prometheisches Projekt, die Kontingenz menschlichen Lebens (als „Natalität“ oder als Leistung) aufzuheben. Der Epilog widmet sich der Embryo-Ethik, genauer: der Stammzelldebatte (123–149). Achtung vor der „giftedness“ steht auch hier gegen beherrschende Optimierung. S. diskutiert die Einwände, Stammzellforschung zerstöre menschliches Leben und löse einen Dammbbruch aus, und sucht zu vermitteln, indem er Embryonen weder als Personen definiert (und insofern Stammzellforschung mit Blick auf Heilung für vertretbar hält) noch als Sachen abwertet (und damit seinen Ansatz beim Respekt opfert).